



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von amoureusen Frauen

Blei, Franz

Berlin, [ca. 1906]

Lady Hamilton

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47166](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47166)

LADY HAMILTON



OWEIT ES FRAUEN BETRIFFT, sind Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit unzertrennliche Begriffe — die Wahrheit dieses Wedekindschen Satzes bestätigen auch Ausnahmen. Die maskenhafte Schönheit der Lady Hamilton haben Romney und Gainsborough gemalt und Goethe hat sie beschrieben und die Zeit ihres Triumphzuges durch den Kontinent hat viele schwärmende Zeugen. Ihre Sinnlichkeit möchten alle Umstände ihres Lebens nicht bezweifeln lassen; aber diese Sinnlichkeit bleibt im Primitiven und steigert das Ganze des Lebens nicht. Und Klugheit war gar nicht in ihrem Leben, wenn auch Klugheiten genug. Dieses Leben der Hamilton ist wie ein Roman, in dem sie nicht die Heldin ist. Sie war eine jener Frauen, die wie die Edelsteine nur strahlen, wenn Licht auf sie fällt. Sie kam aus dem Dunkel, leuchtete eine Weile, da die Sonne der guten Zufälle hochstand, und verschwand wieder in eine trübe Nacht. Diese Frau, die einen scheuen Helden zum verliebten Narren machte, besaß nicht das Genie ihrer Schönheit, kaum deren Talent, sondern nur eine kaum geschickte kleine Witzigkeit, mit der sie die Zufälle zu nützen suchte, von denen ihr Leben die Bestimmung erfuhr. Wie sie bis an ihr Ende nicht orthographisch schreiben lernte, so erkannte sie auch dieses Allerwichtigste nicht: das Gesetz ihres Handelns aus der Schönheit ihres Körpers abzuleiten. Das Gebot der Schönheit heißt: du sollst keine andern Götter neben

mir haben. Die Lady Hamilton führte ein abenteuerliches Leben, aber der elementare Satz des Abenteurers: die Welt ist für mich da, war ihr immer fremd. Sie gab ihre Schönheit aus, als ob es nichts wäre und ließ nichts zu deuten. Sie konnte es nicht zu einer Steigerung bringen und war, wie sie die andern haben wollten. Die plastischen Posen und Mimen nach Skulpturen und Bildern, die sie bewundert in ihren Salons vorführte und die Goethe beschreibt, waren ihre armselige Natur, mit der sie sich zufrieden gab. Sie mimte eine Kleopatra und eine Agrippina, aber zu einer Lady Hamilton konnte sie es nicht bringen. Denn außer ihrer unfruchtbaren Schönheit besaß sie nichts, nicht einmal ihre Geliebten: keiner von all denen war eifersüchtig auf sie. Und dieses vielleicht, weil ihre Schönheit so über alles war, daß keiner, der sie liebte, an ihr zum Dichter wurde. Denn dieses ist doch, wenn etwas, die Eifersucht, daß ich nicht will, ein anderer soll das Bild haben, das mein Werk ist, das ich mir von der Geliebten erdichtet habe. „Du machst dir nichts mehr aus mir“, klagt die Frau ihrem Geliebten, der es nicht mehr ist, da er aufhört, sich aus ihr „etwas zu machen“. Die Lady Hamilton war so schön, daß für den Traum nichts blieb, und ihre gleichzeitigen Liebesverhältnisse waren alle legitime Verhältnisse.

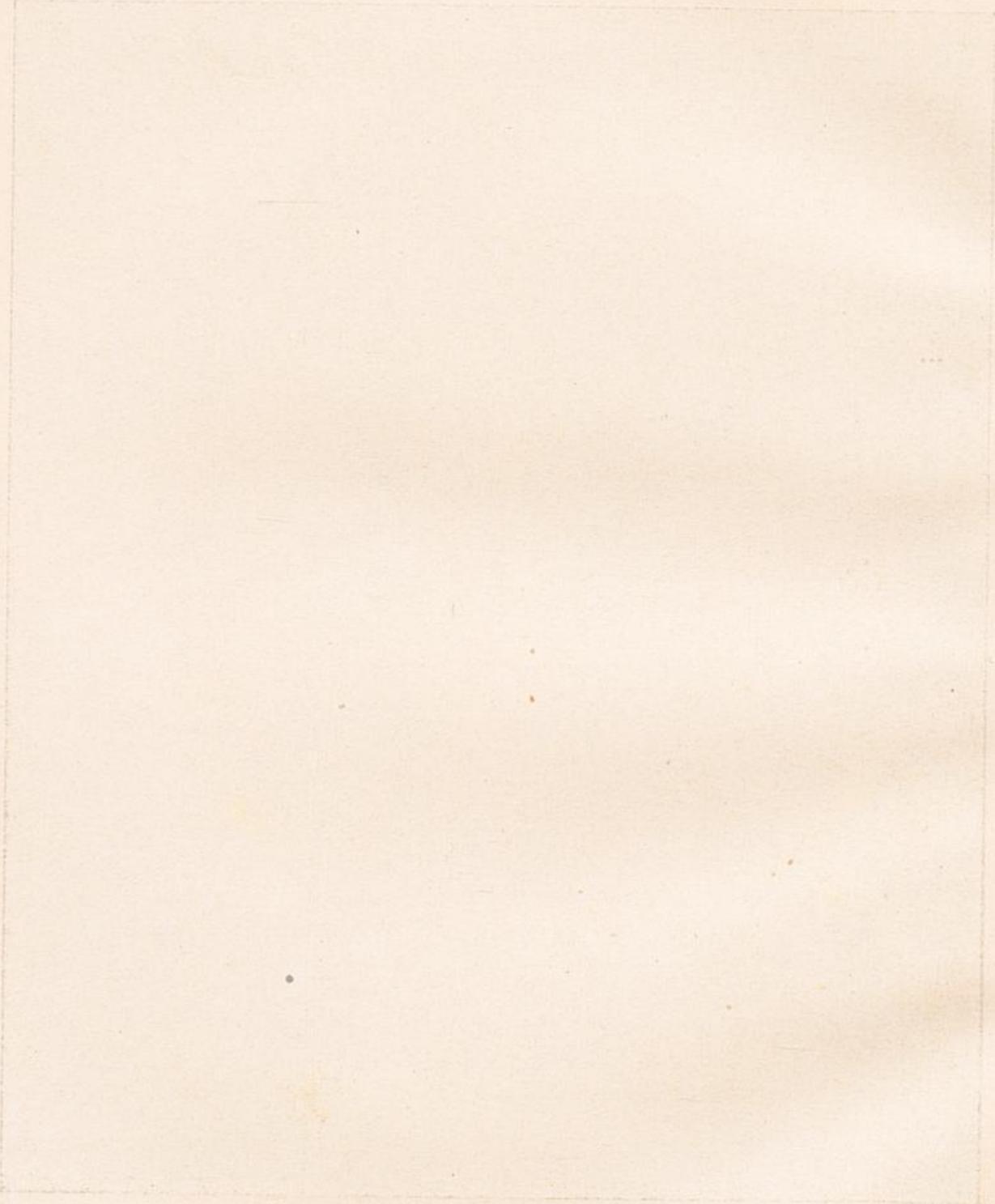
Emma Harte kam als ein Kindsmädchen von Preston nach London, und es dauerte nicht lange, da hatte die Siebenzehnjährige ein Kind von einem Mann, der nicht einmal ihr Geliebter war. Den fand sie dann in einem andern, einem dritten, einem vierten, bis sie an Sir Greville kam, einen jungen Herrn von besserer Artung als der der kleinen Landedelleute, die in London ihr Erbe verschlemmten, und der trinkfrohen Seekapitäne, die seine Vorgänger

waren. Sir Greville war ein Sammler von Münzen, Bildern und Raritäten aller Art; auch Emma liebte er mehr als Aesthet denn als Verliebter, ließ sie in Tanzen und Singen unterrichten, zahlte für den Unterhalt ihrer Kinder, so lange sie lebten und hätte diese Kostbarkeit gern dauernd in seiner Sammlung behalten, wären nicht seine Mittel beschränkt und Emma weniger verschwenderisch gewesen. Greville mußte sich um eine reiche Heirat kümmern und trat Emma, die ihm dabei nicht förderlich schien, an einen andern Sammler ab, der sich den Luxus dieses Stückes leisten konnte und außerdem sein Onkel war, den er einmal beerben sollte; welcher Umstand ihm es richtiger erscheinen ließ, seinen verwitweten Onkel mit einer Maitresse zu versehen, als ihn wieder heiraten zu lassen. Der reichere Sammler und Onkel war der Ritter Hamilton, Gesandter Englands am neapolitanischen Hof, wo er, trotz seiner fünfundfünfzig Jahre der beste Tänzer immer noch war, sehr beliebt bei Karoline, deren anti-französische Politik er mit allen Ränken und Witzen der damaligen Diplomatie unterstützte, und nicht weniger beliebt beim eß- und jagdfrohen Ferdinand wegen seines vorzüglichen Magens und steter Bereitschaft zum fröhlichen Jagen auf Eulen, Knaben und allerlei Wildpret. Dabei ein Mann von Geist und Geschmack, als welchen ihn Casanova schätzte, und weiten Herzens genug, seiner Geliebten Liebschaft mit der Königin zu ertragen, ja mehr als dies: Emma zu heiraten. William Beckford, dem niemand eine Spur von cant vorwerfen kann, lebte eine Zeit am neapolitanischen Hof und nennt ihn a hell of corruption. Ja, es war Andréa de Nerciat der Bibliothekar der Königin, die bei allem üppigen Blute intelligenter war als ihre Schwester Antoinette in Paris, die schon



Original bei Halle in München

LADY HAMILTON VON REYNOLDS, GEST. VON J. R. SMITH (1784)



über einem Halsband den Kopf verlor. Karoline nahm ihre Revolution schon in eine festere Hand: man kennt aus der Geschichte, wie Bürger und Adel von Neapel die Revolution machten, die königstreuen Lazzaroni sich von den Franzosen schlachten ließen und wie es mit der parthenopäischen Republik zu Ende ging. Der Name der Lady Hamilton ist in allen diesen Geschichten: Ihrer Schönheit danken Caraccioli und die andern republikanischen Männer und Frauen ihr Martyrium um die Freiheit, und der Lady Schönheit verdankte es der flüchtige Hof, daß er aus Palermo wieder nach Neapel auf den Thron konnte, über dem schon die Guillotine gestanden hatte. Für alle diese kleinen Geschäfte hatte die Hamilton einen Helden gewonnen, der sein Genie und alles dafür aufgab, sie zu besorgen.

Als Nelson nach der Schlacht auf dem Nil in den jubelnden Hafen von Neapel einlief, ein einäugiger, einarmiger, verwundeter Held, da kam die Lady Hamilton mit „ihrer Königin“, wie sie Karoline nannte, auf das Admiralschiff und ohnmachtete Nelson an die Brust – „Ist es möglich!“ rief sie.

Man sagt, Nelson ging zur See, weil er zu schwach war, sich auf dem Lande fortzubewegen. Und bekam auf dem Wasser immer die Seekrankheit und Nervenkrämpfe bei jedem Kanonenschuß seines Schiffes. Dieser schwache Körper lebte nur durch den mächtigen Willen. In jungen Jahren heiratete er eine bescheidene gütige Frau und lebte mit ihr glücklich wie ein Landpfarrer, bis ihm das Abenteuer in den Weg kam und der Kampferhitzte sich ganz darin verlor, Ruhm und Pflicht, Frau und Reputation vergaß, in den sizilischen Gewässern den Interessen der Karoline diente, weil es die Lady Hamilton so wollte. Er ließ die verratenen Republikaner, Männer und Frauen, auf Galgen und Rahen knüpfen,

auf Wunsch der Damen, und ruderte die neugierigen Frauen um das Schiff herum, an dessen Bugspriet der Prinz Caraccioli hing, ruderte sie um das Schiff, damit sie den Gehängten „von allen Seiten sehen können“.

Das Interesse an Nelson ist stärker als das an der Hamilton, seine Art ist rätselvoller. He was her dupe, she could make him believe any thing — that the profligate queen was a Madonna, meint Beckford, aber womit Nelson alles glaubte, sagt er nicht. She affected sensibility, but felt none — was artfull, a devil in temper when set on edge, sagt Beckford von der Hamilton. Die „Sensibilité“ war ein Modegefühl der Zeit oder vielmehr ein Modewort, das einen weiteren Begriff faßte als den der Empfindung oder des Gefühls. Beckford bestimmt ihn für die Hamilton deutlicher, indem er noch sagt, sie war gekünstelt, unecht. Man muß an ihre lebenden Bilder denken. Sie scheint keine individuelle eigentümliche Bindung gefunden zu haben zwischen der kühlen englischen Dezenz ihrer Haltung und ihren etwas wilden Lüsten. Man erzählte sich, wie sie den gefangenen Republikanern in die Forts Obst zur Erfrischung brachte, das sie vorher vergiftet hatte. Und mehr dieser Art, das man vielleicht erfunden hat, aber doch für sie erfinden konnte.

Um Nelson ist man versucht, die Lady Hamilton höher zu werten, und möchte glauben, daß ihr nicht nur die kleinen Seelen des Fleisches eigen waren, sondern was man eine starke Seele und den Willen nennt, mit dem sie den Helden zu dieser Liebe zwang, für die er alles vergaß. Aber was man von Nelson sieht, ist schüchterne Schwäche immer, wo es nicht Schlachten auf dem Meere gab. Vielleicht suchte er Erholung von den wilden Aufregungen seiner Siege in einer noch

wilderer der Sinne. Es gibt Briefe von ihm an sie, in denen er sinnlich rast. Wenn überhaupt, dann hätte Lady Hamilton in diesem Verhältnis mit Nelson die Größe zeigen müssen; aber man findet nur die gewöhnlichen Klugheiten einer Frau, die anfängt, an ihre nächste Zukunft zu denken. Ritter Hamilton ist im Sterben und sie plagt ihn, ihr eine Pension zu erwirken. Und sie schafft ein Kind herbei, das sie Nelson als seiner Liebe Kind einredet, was er ehrlich und glücklich glaubt. Man sieht, sie war wenig um ihre Mittel besorgt und wählte sie wie die nächste beste. Es ist nicht zu wundern, daß sie die Fäden nicht halten konnte, mit denen sie immer ihr Schicksal an das anderer knüpfte, statt das Schicksal anderer an das ihre. Hamilton stirbt und nicht viel später läßt Nelson bei Abukir das Leben. Und Emma Hamilton war fett und unförmlich geworden, dem Trunk und lächerlicher Gesellschaft ergeben. Sie gerät in Schulden, die sie ins Gefängnis bringen. Umsonst erinnert sie Karoline an ihre Dienste für Neapel, umsonst den König George an ihre Verdienste um England. In allen diesen Eingaben und Briefen spricht sie nur von ihren diplomatischen Kunststücken, kleinlich, lügenhaft und ohne Würde und Stolz. Sie erinnert Karoline nicht an ihre milesischen Nächte und England nicht daran, daß sie Nelsons Geliebte war. Sie konnte dafür keinen Schein vorweisen, denn ihre kühle, unbelebte Schönheit war wie ein Traum vergangen, an den sich keiner erinnern konnte, so wenig war sie allen ihren Geliebten ein Erlebnis gewesen. So starb diese Frau, vor ihren Gläubigern auf der Flucht, arm und verlassen in Calais. Ein irischer Unteroffizier auf Halbsold las über dem Grab der katholisch Gewordenen die Gebete, und als Sargtuch hatte man

in der Eile und weil das rechte nicht da war, einen schwarzen Seidenunterrock der Toten genommen.

Nicht um das Auf und Ab ihres Abenteuers ist diese Geschichte erzählt und hätte sie mit dieser Absicht wohl buntere Farben bekommen, aber an moralischer Deutlichkeit verloren, und auf diese war es abgesehen. Gewiß: es ist stärkeren Persönlichkeiten nicht gelungen, ihr Leben, das alles Bestimmende vor der Revolution bekommen hatte, in den Änderungen nach der Revolution so zu Ende zu führen, wie es die frühere Zeit angelegt hatte. Die Guillotine meinte es oft nicht gnädig mit jenen, die sie verschonte, und beschloß oft im rechten Augenblick ein Heldenleben und bewahrte es davor, daß es sich selber parodierte. Aber diese historische Einsicht nimmt von der Lady Hamilton nur ein kleines Teil ihrer Schuld. Es gibt keine andere Frauenklugheit als die der Leibesschönheit, von der die Hamilton den schlechtesten Gebrauch machte, indem sie sie zu kühlen Vorstellungen einer abstrakten Sache erniedrigte; sie wußte mit ihrer Schönheit nichts anderes anzufangen, als sie zu mimen. Das Leben beherrschte sie nicht damit, und so wurde sie das Opfer seiner guten und schlimmen Zufälle.

